

# Aus dem Leben eines Weltenbummlers. Teil 9, Liebesbriefe an eine Nonne

Autor(en): **Hamburger, Martin / Felix [Puntari, Sreko]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **121 (1995)**

Heft 31

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-607704>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nur eine Hitze, die alles lahmlegt, ist eine richtige Hitze – wie die in jenem Sommer in Tarascon, wo sich die Leute am Nachmittag in die Schlafzimmer zurückzogen oder vor den Häusern sitzend einnickten und selbst die stets schwatzenden Pastistrinker eine Zeitlang verstummten. Ich blieb in diesem Städtchen, bis die Rhone zu stinken begann. Braun und dick floss sie dahin, säuerlich-stechend war der Geruch. Ich brach mein Zelt am waldigen Ufer ab und nahm den Zug nach Avignon. Mitten auf dem Theaterfestival, in welches ich dort geriet, sass eine junge Frau auf einem Harass und bemalte kleinen Kindern das Gesicht, schminkte sie zu grinsenden Clowns, putzigen Kätzchen, Tigern, Negerlein oder einfach schön bunt. Der Erlös dieser Aktion, so stand es gross auf einer Kartontafel, sollte einem Kinderhilfswerk in Indien zugute kommen. Die Frau war Amerikanerin, um die dreissig; nicht dick, aber stämmig, mit dunkelblondem Haar, das sie auf einfachste Art kurz geschnitten hatte.

Das Geschäft lief gut. Ununterbrochen liessen Mütter oder Väter ihre Kleinen bepinseln, musste die Frau den fertigen Gesichtern einen Spiegel vorhalten oder die Noch-nicht-Geschminkten nach ihren Wünschen befragen, was trotz Sprachbarrieren bestens funktionierte.

Als dann doch eine Flaute eintrat, quatschte ich sie an, und unversehens kamen wir ins Gespräch, redeten eine Stunde lang über Belanglosigkeiten, dass es eine Freude war. Sie nannte sich Didi, und wir sprachen auch über Ernstes. Über ihre Arbeit etwa, die sie für eine Drittweltorganisation leiste, wie sie sagte, und darin bestand, in verschiedenen Städten an Festen und Festivals auf irgendeine Weise Geld zu sammeln, um damit die Hilfsprojekte finanzie-

ren zu können; und wir sprachen über ihr Einsatzgebiet, einen Landstrich nur wenige hundert Kilometer westlich von Kalkutta, wo solche Armut herrsche, dass sich die Menschen während der Trockenzeit von Gras ernähren müssten. Da entwickle man nun neue landwirtschaftliche Methoden, um die Lage zu verbessern.

Wir hatten uns etwas abseits auf zwei bucklige Steine in den Schatten gesetzt und tranken Kaffee aus Plastikbechern – Didi mit viel Zucker, ich mit viel Milch. Die Kin-

Der Artikel erschien. Vier Monate später brachte die Post eine Zeitung namens PROUT in die Pension in Arles, wo ich für einige Zeit zu wohnen gedachte. Die gute Didi musste wirklich ange-tan gewesen sein. Es war etwas vom Besseren, das über meinen Humor schon geschrieben worden war. – PROUT hiess übrigens «Progressive Utilization Theory» und befasste sich in andern Beiträgen mit ökologischen und esoterischen Themen. Im Januar kam ein Anruf aus Frankfurt. Am

Fremdsprache keine Wirkung mehr.»

Didi begriff und war sehr ent-täuscht. Mein Vorschlag war, unterhaltende Geschichten vorzutragen, denn davon waren ein paar bereits übersetzt. Okay! Fine! Do it! Sie klang wieder glücklicher, und ich fragte beiläufig, ob ich denn eigentlich dafür bezahlt werde. Dies sei nicht vorgesehen, sagte Didi darauf, ohne die geringsten Schamgefühle. Doch für die Reise, falls ich per Bahn reise, könnten sie aufkommen. Ausser-

VON MARTIN HAMBURGER  
(TEXT) UND SREČKO PUNTARIĆ  
(ILLUSTRATIONEN)

# Liebesbrief an eine Nonne

der hatten zu warten. Und als ich von *meinen* Tätigkeiten zu erzählen begann, brach Didi in Begeisterung aus und bestand darauf, mich zu interviewen, denn sie schreibe für eine Kulturzeitschrift, ein Organ der Hilfsorganisation. «Hast du ein Foto von dir?» Schnell holte sie aus ihrem Koffer eine Polaroid-Kamera, verführte mich zu ein paar Grimassen und produzierte ein Kopfbild von mir. Dann setzte sie sich mir mit Block und Bleistift gegenüber und erkundigte sich über meinen Humor. Erst als sie sehr viel aufgeschrieben hatte, beendete sie ihre Pause und ging zum Schminkplatz zurück, wo sie auf dem Kassettenrecorder zirkusartige Musik abspielen liess, um neue Leute anzulocken. Dann sass sie wieder schminkend auf dem Harass, und wenn sie sich nach vorne beugte, spannten sich die weiten Bluejeans um ihren breiten Po.

andern Ende Didis überbordende Stimme. Sie habe ein Engagement für mich. Ob ich an Ostern Zeit hätte? Gut. Genaueres später. Sie sei in Eile, sie melde sich wieder.

Wochenlang hörte ich nichts. Ich wählte die Frankfurter Nummer und erfuhr, dass Didi in München sei, doch dort wusste man nichts von ihr. Mitte März rief sie dann an. Von Helsinki. Die Leitung rauschte. In Kopenhagen werde eine Tagung durchgeführt, an der Wissenschaftler und Politiker aus aller Welt teilnahmen. Ob ich da nicht etwas machen, das Publikum unterhalten könne. Auf englisch. – «Das geht nicht», sagte ich. Aber ich könne doch englisch, und ich hätte eine fertige Show. – «Schon, aber die Show ist auf deutsch und nicht zu übersetzen ... Selbst wenn ich übersetzen würde – das meiste hätte in der

dem hätte ich natürlich freie Kost und Logis. Mehr liege nicht drin; sie seien eben ein Wohltätigkeitsverein. Ach, so ist das. Ich sagte trotzdem zu. Vermutlich Didi zuliebe, aber auch, weil ich fast immer zusage, wenn jemand etwas von mir will.

Über den Wolken – im letzten Moment hatte ich doch lieber das Flugzeug genommen (koste es, was es wolle), statt die umständliche Zugsfahrt auf mich zu nehmen –, über den Wolken also übte ich mich nochmals in der Aussprache der schwierigen Wörter und Wendungen, die in den übersetzten Geschichten vorkamen. Über den Wolken, die an diesem Tag zwischen Genf und Kopenhagen nur sehr spärlich vorhanden waren, sah ich mir auch das Programm dieser Tagung näher an und staunte darüber, in welcher Gesellschaft ich mich da befand. Als Referenten waren unter ande-



# ANTIQUARIAT

ren angekündigt: ein indischer Wirtschaftsprofessor (Autor von «The Great Depression of 1990»), Johann Galtung, der deutsche Zukunftsforscher und der ehemalige Apollo-Astronaut Ron Evans. Das Tagungszentrum befindet sich an schöner Lage auf dem Land, hiess es weiter, und das Essen sei lacto-vegetarisch.

In Kopenhagen suchte ich die Kontaktstelle am Platanvej auf, die sich in einem gewöhnlichen Mietshaus in einer gewöhnlichen Wohnung befand. Als mir die Türe geöffnet wurde, kam mir zuerst der Dampf von gekochtem Reis und der Duft von scharfen Gewürzen entgegen. Drei, vier Gestalten in orangeroten Mönchsgewändern tauchten aus dem Dunstkreis auf und sahen mich fragend und kauend an. Es schien nicht, dass sie Besucher einer internationalen Tagung erwarteten. Aber sie konnten mir Auskunft geben: Mit dem Zug nach Vig, dort werde man abgeholt.

Und also geschah es. Allerdings mit erheblicher Verspätung. Am kleinen Bahnhof von Vig, inmitten endloser Getreidefelder, warteten inzwischen zwei Dutzend Rucksacktouristen auf einen Kleinbus, der erst nach zwei Stunden eintraf, einige mitnahm und wieder verschwand. In meiner Gruppe waren Deutsche, Dänen und Amerikaner. Man fuhr zu einem grossen Bauernhof, einem Gehöft, vor dem eine Gruppe orange gewandeter Frauen stand und die Neuanrücklinge jubelnd und winkend begrüßte. Die Frauen glichen Nonnen, sie trugen einen ebenfalls orangefarbenen Schleier. Und obwohl es mich nicht überraschte, erschrak ich: Jene, die sich am auffälligsten gebärdete, war Didi. Sie sah nicht nur wie eine Nonne aus, sie *war* eine. Zur Geldbeschaffung in Avignon hatte sie sich bloss verkleidet. «Hallo», sagte sie kühl, «schön, dass du gekommen bist», und entfernte sich mit den andern.

Von dem Moment an war mir klar, dass ich an diesem Ort nicht alles ernst zu nehmen brauchte. Die Menschen benahmten sich hier entweder aufgesetzt kindlich oder militaristisch. Nach der charmanten Begrüssung wurden die Neuanrücklinge in einen Vorraum und zur Kasse gebeten. Hinter einem langen Tisch sass ein kleiner mürrischer Inder, dem jeder und jede 1200 Kronen zu entrichten hatte. Er mahnte zur Eile. Ein Entkommen gab es nicht. Es brauchte einiges, ihn davon zu überzeugen, dass ich keine Gebühren bezahlen musste, da ich ja sozusagen angestellt sei.

Nach dem Abendessen nahmen ungefähr 200 Personen auf dem Boden des grossen Versammlungssaals Platz (Stühle gab es keine), und ein Mann im Mönchsgewand eröffnete die Tagung. Er bedauerte, dass einige Referenten leider abgesagt hätten. Es waren

fast alle. Also kein Galtung und kein Astronaut. Auch Michael Gorbatschow – damals frischgebackener Präsident der Sowjetunion – habe sich entschuldigen lassen. Gorbatschow stand zwar auf keinem Programm, doch offenbar war er angefragt worden. Statt externen Referenten traten nun anwesende Mitglieder vors Publikum und sprachen – betont heiter – von ihrer Begegnung mit Baba, dem göttlichen Führer der Organisation, während die zahlreichen Kinder quietschend Fangmich miteinander spielten und jene, die solche Bekenntnisse bereits auswendig konnten, zu tuscheln begannen.

Als man sich bald darauf nach oben in die Schlafräume begab, stellte sich heraus, dass es viel zu wenig Plätze gab. Ratlos standen die Leute herum und versuchten vergeblich, ihre

Schlafsäcke auszubreiten; überall war schon jemand. Mich und ein paar andere Überzählige wies man deshalb wieder hinunter in den leeren Versammlungssaal, wo es zum Liegen zwar härter, dafür zum Atmen luftiger war.

Ich schlief sofort ein, wurde aber morgens um vier wieder geweckt. Jemand rüttelte mich und drängte mich an die Wand. Andere wurden kurzerhand am Schlafsack gepackt und in eine Ecke des Raumes geschleift. In der Mitte wurde nachher ein Altar aufgebaut. Kerzen flackerten, Zimbelen erklangen, Gesänge ertönten, und immer mehr Eingeweihte kamen hinzu, sangen mit und tanzten um den Altar herum. Mit Schlafen war es aus. Gegen sechs hörte man Küchengeräusche. Um halb sieben war Tagwache für alle. Die Waschräume füllten sich. Bei den Männern gab es ein langes, schmales Becken mit mehreren

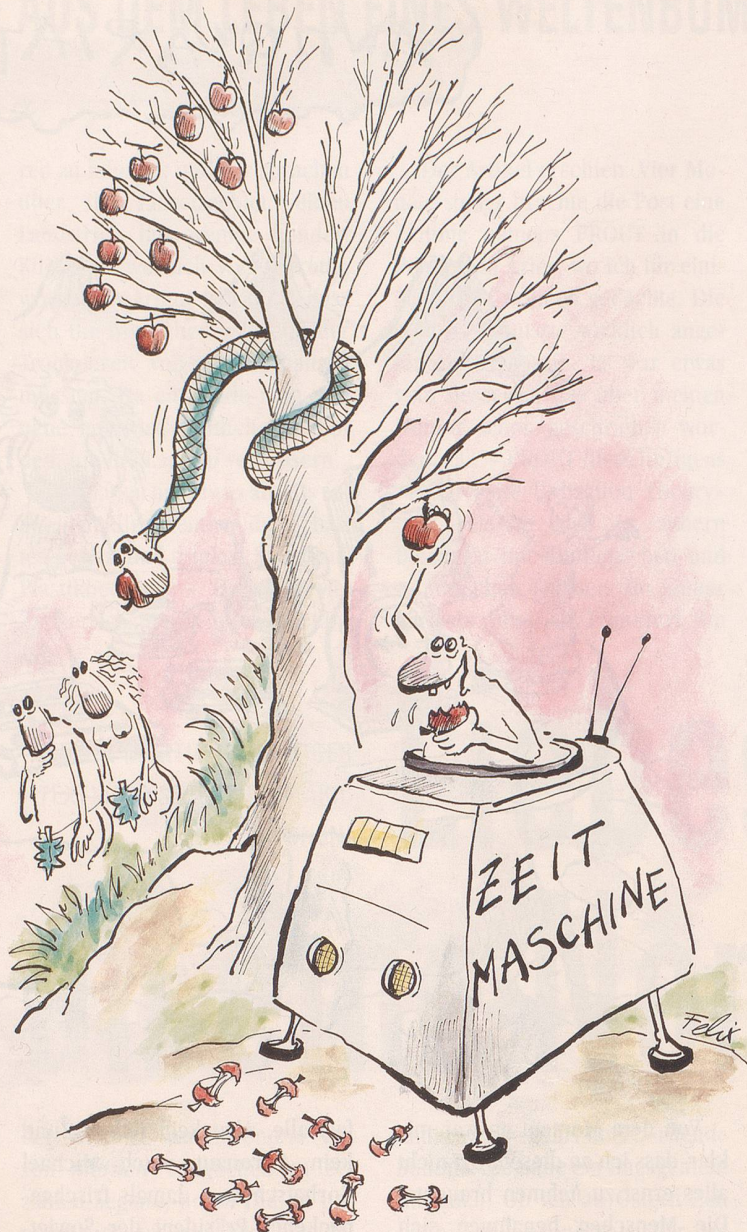




Kaltwasserhahnen und auf der andern Seite des gleichen Raums eine Reihe WC-Kabinen ohne Türe. Neben jeder Kloschüssel stand aus unerklärlichen Gründen ein Eimer voll Wasser. Ich benützte ihn für die Spülung. Während die einen nun die Zähne putzten oder sich einen nassen Waschlappen ins Gesicht klatschten, sassen andere auf dem Klo und – ich habe es mit eigenen Augen gesehen – begossen nach dem Pinkeln den Penis. Die einen schöpften das Wasser mit den hohlen Händen, andere hatten einen Becher bei sich. – Deshalb also der Eimer! Aber wozu das?

**B**eim Frühstück erklärte mir jemand den Zweck der Übung. Die Mitglieder hätten strenge Regeln zu befolgen, aus gesundheitlichen und hygienischen Gründen. Das Urinieren im Stehen sei für Männer nämlich schädlich, weshalb sie dabei sitzen müssten, und die Waschung hinterher sei eigentlich selbstverständlich. Unterwegs trage man deshalb immer ein kleines Wasserfläschchen bei sich. Auch werde man angehalten, mehrmals täglich andere kleine Waschungen durchzuführen, indem man sich etwa zwölfmal mit offenen Augen ins Gesicht spritze. «Unsere Gemeinschaft ist der Weg zur Seligkeit», sagte mir der freundliche Japaner, der vom Zürcher Oberland nach Vig gepilgert war und ein Marmeladebrot nach dem andern verzehrte. – «Und warum haben die Klos keine Türen?» Es gehe darum, das Ego zu bekämpfen, weshalb jede Art von Privatsphäre zu vermeiden sei. «Ein echter Hindu ist vom Ego befreit.» – Ach, so ist das!

Sogleich suchte ich Didi auf. Ich hatte die Befürchtung, dass meine Geschichten nicht gut ankommen würden und wollte ihr dies mitteilen. In Avignon, in den weiten Jeans und der weiten Bluse, wäre so etwas kein Pro-



blem gewesen, doch als Nonne hatte sie kein Verständnis. «Warum willst du es nicht machen?» fuhr sie mich an. «Weil es zu unruhig ist in diesem Saal und niemand zuhören kann, und weil meine Geschichten nicht hierher passen», sagte ich und gab ihr die Texte in die Hand. Sie las sie auf der Stelle durch. Dann sagte sie völlig perplex: «Das ist ja zynisch!» – «Sarkastisch», erwiderte ich, «es sind meine Geschichten». Didi sah nun ein, dass sie nicht geeignet waren, wollte mich aber dazu überreden, doch so etwas wie eine «Show» zu machen. Ich könne ja improvisieren.

Es fiel mir schwer, nein zu sagen. Didi war einmal mehr von

mir enttäuscht. Auf die Reisespesen angesprochen, meinte sie bestimmt: «Das geht jetzt nicht mehr.»

**A**uch ihr fiel offenbar das Neinsagen nicht leicht, denn sie tat etwas, das sie sicher nicht hätte tun müssen: Sie vermittelte mir eine Audienz bei einem ihrer Vorgesetzten, einem alten, mageren Inder, der mehr wie ein Buchhalter aussah als wie ein Guru. Er blickte mich verächtlich an, noch bevor ich mein Anliegen vorgetragen hatte. Er fand meine Reisespesen eine Anmassung, für die ich eigentlich bestraft werden müsste. Er wollte keine Zeit vergeuden und liess mich stehen.

Didi musste gemerkt haben, dass ich jetzt abreisen würde und machte einen letzten Versuch, mich dazubehalten. Am Nachmittag, erklärte sie, finde in Kopenhagen ein Symposium statt, zu dem man gemeinsam hinfahren werde, und das zusätzlich etwas koste. Für mich sei es aber umsonst, wenn ich wolle. Sie werde selber an der Türe stehen und mich einfach hineinlassen. See you. Ich versprach zu kommen, weil ich nicht nein sagen kann, doch dann packte ich fluchtartig meine Sachen, lief zum Bahnhof und fuhr zu meinem Onkel, der in einem Vorort von Kopenhagen wohnte. Zeit seines Lebens hatte er sich als Staatsbeamter mit der Rechtschreibung der dänischen Sprache beschäftigt. Fast ebenso lang wohnte er allein in der gleichen kleinen Mietwohnung, als Beobachter seiner Verwandtschaft und des Weltgeschehens. Für seine siebzig Jahre sah er eigenartig jung aus, was wohl damit zusammenhing, dass er ein beinahe asketisches Leben führte: Regelmässige geistige Arbeit (das heisst tägliche Lektüre von vier verschiedensprachigen Zeitungen). Regelmässiges Velofahren. Kein Alkohol, kein Tabak. Doch der Hauptgrund für seine gute Kondition, sagte mein Onkel und verriet mir damit ein Geheimnis, sei, dass er sich auch sonst immer enthalten habe. «Wenn du ohne Frau lebst, hältst du dich fit», flüsterte er, als dürfte man solches nicht sagen.

Dennoch oder gerade deshalb setzte ich mich hin, um einer Nonne einen Liebesbrief zu schreiben. Für einen wie mich ein raffiniertes Unternehmen. Einerseits hat man dabei die Aufregung des Verliebtseins und andererseits die beruhigende Gewissheit, dass eine Beziehung nicht in Frage kommt ... Aber ich weiss, Didi, jetzt bin ich wieder zynisch. Doch vielleicht mein' ich es gar nicht so. □